

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 117.

Freitag, 8. Mai.

1931.

Die weißen Bälle / Ein Sportroman von Curt Seibert.

(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

9.

Das Turnier war bereits in vollem Gange, als sie eintrafen, und die Spreu längst vom Weizen geschieden. Billi Cook spielte unbekümmert. Ihn hatte die Pokerpartei nicht so mitgenommen wie den Freund. Stefan war reichlich nervös und mußte sich sehr zusammennehmen, um leichtere Gegner zu schlagen. Am Nachmittag fanden dann die ersten schweren Schlachten statt, die Tribünen waren gut besucht, gegen Abend überfüllt. Auf allen 16 Plätzen wurde gekämpft, und es war manchmal schwer, genügend Schiedsrichter und Linienrichter zur Stelle zu schaffen. In einer Pause tranken Bill und Stefan auf der Terrasse ihren Kaffee. Sie saßen da in ihren weißen Pullovern und schlürften begierig das heiße Getränk.

„Ich finde“, begann Bill, „du bist in einer Weise gereizt, die deiner Form nur Schaden kann.“ — „Bleib du mal ruhig, wenn die Nerven so angespannt sind.“ — „Eben! Du läßt sie anspannen. Und warum? Hast du irgend einen greifbaren Grund?“

„Na, ich danke. Dir muß ich das erzählen?“

„Ich weiß: die Pokerpartei und der Streit mit deiner Schwester, der unnötig gewesen ist.“

„Findest du? Meinst du, es paßt mir, wenn sie mit diesem Inderfürsten Auto fährt?“

Bill überhörte den letzten Satz.

„Hör mal, ich habe eine Idee.“

„Die wird sich schon langweilen in deinem Kopf.“

„Du kannst mich nicht aus der Ruhe bringen, Stefan. Wenn ich sie auch noch verliere, dann verlieren wir unser Doppelspiel, und daran ist uns beiden doch viel gelegen.“

„Laß gut sein, mein Junge“, sagte Stefan und klopfte dem Freund auf die Schulter. „Du meinst es ehrlich, und ich weiß, es gibt nicht viele wie dich.“

„Ich habe eine Idee“, sagte Bill hartnäckig.

„Noch immer?“, lachte Stefan. — „Aber seine Laune besserte sich schon.“ — „Ich habe über diese Pokerpartei nachgedacht und bin zu dem Resultat gekommen, daß einen pekuniären Vorteil nur Tarafi gehabt hat, und daß der für den Umtausch der Karten eigentlich kaum in Frage kommt. Wenigstens für den Fall, daß man annimmt, es habe sich jemand irgendwie bereichern wollen.“

„Na, und was könnte es sonst für Gründe geben?“

„Das ist eben meine Idee. Sieh mal, es wäre doch möglich, daß jemand ein Interesse daran haben könnte, dich nervös zu machen, damit du im Turnier schlecht spielst und verlierst.“

„Menschenskind!“, rief nun Stefan so laut, daß die Umstehenden aufhorchten. „Weißt du, was das ist? Das ist die beste Idee, die du je gehabt hast! Natürlich!“ Er schlug sich vor die Stirne. — „Ich Dummkopf, daß ich darauf nicht gekommen bin. Man wollte mich nervös machen, und das hat man ja in der Tat erreicht. Damit ich verliere, damit du verlierst, damit wir verlieren.“

„Schrei nicht so laut“, mahnte Bill, „alle Leute schauen schon her. Und wer, meinst du, könnte das inszeniert haben? Wer hat ein Interesse daran, daß wir verlieren?“

„Wer? Tarafi! Sonst niemand. Er hat seinen Freund Chaima hergebracht und ihn überall schon als künftigen Weltmeister ausposaunt. Der soll ein Turnier gewinnen, damit die Welt von ihm spricht. Aber ich werde ihm die Suppe versalzen.“

Stefan ballte die Fäuste und streckte die starken Arme weit fort, daß die Gelenke krachten.

„Ich werde ihm die Suppe versalzen“, wiederholte er noch einmal.

„Wieso du?“, fragte Bill erstaunt. „Ich spiele doch gegen ihn, und nicht du.“

„Weiß ich, aber ich habe eine Idee. Wir sind doch so ausgelastet, daß wir beide gegeneinander spielen müssen, wenn du Chaima schlägst. Wenn du aber das Spiel streichst, kommt er gegen mich, und dann sollst du mal was erleben.“

„Ich denke nicht daran“, protestierte Bill. „Bielmehrer werde ich gegen dich streichen, damit du rasch weiterkommst, und wir uns frisch halten für das Doppel. Aber den Inder nehme ich mir selbst vor, dafür habe ich meine Gründe.“

„Gründe?“

„Deine Schwester ist eben aus Nizza zurückgekommen.“

„Was hat Eliza mit Herrn Chaima zu tun?“

„Mit ihm nichts, aber ich denke, Chaima wird von Tarafi betreut!“

„Ah — ich verstehe. Und Eliza wohnt dem Spiel bei?“, fragte Stefan. — „Ich hoffe“, entgegnete Bill. — „Dann werde ich auch auf der Tribüne sein. Und Hals- und Beinbruch, alter Junge.“ — Ein Boy kam den Riesweg heraufgelaufen. — „Mister Cook“, rief er, „antreten auf Platz vier!“ — „Komm schon“, brummte der Kanadier und stand auf.

Platz vier war der letzte vor der großen Terrasse und besaß auf zwei Seiten Tribünen, die vierte Seite war gegen die See mit einer großen Wand aus grünem Leinen abgedeckt. Des Windes wegen. Eliza saß schon da, als Stefan kam, aber da er Tarafi nicht in ihrer Nähe entdeckte, setzte er sich neben sie.

„Na, kleine, schmollst du noch?“, fragte er.

„Ich habe nicht geschmollt, ich war richtig böse und hatte Grund dazu.“

„Aber jetzt bist du wieder gut?“

„Wenn du nicht mehr so dumme Reden führst. Ich dachte immer, du seist mein älterer und vernünftiger Bruder.“

„Bin ich ja auch, mein Kind, aber du kannst dir doch denken, daß ich gestern sehr erregt war, und daß es mir keinen Spaß machte, dich heute in Gesellschaft Seiner Durchlaucht Tarafi zu wissen.“

„Ich hatte ihm die Fahrt schon vorher versprochen und konnte ihm nicht abhagen, wenn kein triftiger Grund vorlag. Oder ist es bewiesen, daß er deine Karten vertauscht hat?“

„Natürlich nicht. Reden wir nicht davon. War es denn wenigstens nett in Nizza?“

„Reizend, Stefan. Denke dir, ich hatte auf Bull On gesetzt, und der hat auch gewonnen. Aber ganz zuletzt kam ein deutsches Pferd.“ —

„Fahrenheit?“

„Ja, so hieß es, und das kam ganz mächtig auf und belegte noch den dritten Platz. Die Leute haben ja so geschrien vor lauter Erregung.“

„Na, und was glaubst du, wer hier gewinnen wird?“

„Tarasi sagte, Chaima müsse alles schlagen, was hier antrete.“

„Er müsse?“

„Oder er werde.“

„Das ist aber zweierlei. Weißt du, daß der indische Riese gegen mich spielt, wenn er Bill schlägt?“

„Ja, ich habe es gelesen, aber du wirst doch gewinnen?“

„Kaum. Wenn Tarasi der Ansicht ist . . .“

„Fängst du wieder an? Was habt ihr nur alle gegen den Mann? Er ist höflich und liebenswürdig . . .“

„Kunststück, wenn man in eine so reizende Frau verliebt ist.“

„In wen ist er verliebt?“

„Ich denke, in dich.“

„Du redest irre, mein Lieber. Tarasi ist der Nachfolger seines Vaters auf dem Thron von Raipu und wird niemals eine Weiße heiraten können.“

„Wer spricht von Heiraten? Ich sagte nur, daß er in dich verliebt ist.“

„Dafür fehlen alle Beweise. Ich habe bisher noch keine Ahnung, wie ein Inder aussieht, wenn er verliebt ist. Außerdem wirst du mir wohl nicht zutrauen, daß ich seine Geliebte würde, und wenn er schön wie die Nacht wäre.“

„Um also vom Heiraten zu sprechen: es hat schon Prinzen gegeben, die einer Frau zuliebe auf den Thron verzichtet haben.“

„Davon kann bei ihm keine Rede sein. Ich sagte vorhin nicht mehr und nicht weniger, als daß Tarasi sehr höflich und liebenswürdig sei. Zu dir ist er ja auch höflich und liebenswürdig, und in dich dürfte er kaum verliebt sein. Jedenfalls benimmt er sich besser als dein berühmter Freund Bill, der ein Stoffel ist.“

„Wie kannst du so etwas sagen, Eliza? Bill ist ein anständiger Kerl, der dich — ich weiß das — sehr gern hat.“

„So? Das ist mir ganz neu. Ich habe bisher nichts davon bemerkt, und er hat nicht viel dazu getan, es mir beizubringen.“

„Bill ist eben keine draufgängerische Natur . . .“

„Fertig? — Bitte!“, rief der Schiedsrichter von seinem erhöhten Stuhl.

Die beiden hatten gar nicht bemerkt, daß unten die Vorbereitungen beendet waren und das Spiel eben begann. Die Tribünen hatten sich inzwischen ganz gefüllt, das Interesse gerade für diesen Kampf war groß, denn der Inder, der in den Vorkämpfen alle Spieler groß und überlegen abgefertigt hatte, stieß hier auf den ersten ernsthaften Gegner, allerdings gleich auf einen Mann bester internationaler Extraklasse.

Chaima war ein Hüne und verfügte über einen Bombenausschlag, der ihm gleich das erste Spiel sicherte. Cook hatte kaum Gelegenheit, den Ball zu berühren, und ehe er sich versah, hatte er den ersten Satz verloren.

„Entschuldige mich mal einen Moment“, sagte Stefan und lief während der kurzen Pause hinunter, um mit Bill zu reden und ihm Ratschläge zu geben.

Der Kanadier wurde denn auch etwas ruhiger und begann langsam, seinem Gegner sein System aufzuzwingen. Niemand war in der Verteidigung so sicher und so gefährlich wie Billi Cook. Er stand schon im Gewinn, als er einen Blick auf die Tribüne warf, wo Stefan saß. Da erblickte er Eliza, die lächelte und eine Handbewegung machte, als interessiere sie das Spiel nicht mehr. Natürlich täuschte er sich, denn Eliza hatte etwas ganz anderes gemeint. Aber für Bill genügte die Einbildung, Stefans Schwester glaube womöglich nicht an seinen Sieg, um ihn ganz maßlos zu reizen.

Plötzlich begann er, ans Netz zu gehen und in höflichem Tempo anzugreifen. Als er Chaima die Bälle direkt vor die Füße schmetterte, sah man, welcher

Schliff dem Inder noch fehlte, und so konnte es nicht ausbleiben, daß Cook nach anderthalbstündigem Kampf als Sieger den Platz verließ.

Tarasi erschien oben hinter den Zuschauern und wartete, bis Chaima in seine Nähe kam. Dann sagte er:

„Schadet nichts. Wir können warten.“

Der Beifall für den Sieger war außerordentlich stark, und eine der ersten, die Bill gratulierten, war Eliza, die Stefan heruntergeschickt hatte.

„Ich freue mich, daß Herr Tarasi nicht recht behielt. Sie haben wundervoll gespielt.“

Bill dankte kurz und entschuldigte sich, er müsse in die Kabine, sich baden und umkleiden, denn er sei zu sehr erhitzt, um länger im Freien sich aufhalten zu können.

„Aber ich hoffe, Sie morgen auf Platz zwei zu sehen, wo Ihr Bruder gegen Brooks spielt.“

Dann ging er. Sie sah ihm nach und mußte lächeln. Stefan hatte recht. Dieser Mann war ungeschickt und kein Draufgänger, nicht mal in der Theorie.

Schade, dachte sie. Er sieht gut aus und hat einen offenen und ehrlichen Blick. Sicher ist er ein guter Freund. Am Ende hat er auch das Zeug in sich, einer Frau ein Kamerad werden zu können, er weiß es nur selber nicht.

10.

Das Spiel Domscheid—Brooks war natürlich eine der Sensationen des ganzen Turniers, wenn es auch noch nicht der Endkampf war, den am Tage darauf der Sieger gegen den Engländer Craig auszutragen hatte, aber vorher mußten Domscheid—Cook im Endspiel der Herrendoppel gegen die fabelhaft schnelle französische Kombination Conder—Molander ihr Können unter Beweis stellen. Stefan hatte sich erst im Frühjahr seinen neuen Partner gesucht, und das heutige Doppelspiel war eigentlich die erste Feuerprobe, denn die bisherigen Gegner konnten kaum als ebenbürtig gelten. Die Franzosen dagegen waren seit Jahren eingespielt, kannten und ergänzten sich in hervorragender Weise und befanden sich, dem Klima ihrer Heimat entsprechend, bereits in Hochform. — „Ich habe schlecht geschlafen“, sagte Bill und fuhr mit den Fingernägeln über die Saiten seines Schlägers, daß sie hell klangen.

„Nanu? Du auch? Seit wann schläfst du schlecht? Hast du dich auch über die dumme Sache mit Tarasi geärgert?“

„Nein, ich mußte schon eher an etwas anderes denken“, sagte Bill, und seine Augen suchten Eliza, die aber noch nicht erschienen war. — „Wenn du meine Schwester suchst“, lächelte Stefan, „sie kommt bestimmt, aber wahrscheinlich erst nach dem ersten Satz, da fällt sie mehr auf. Sie hat ein neues Modell an von Patout-Paris, das muß doch gebührend bewundert werden.“

„Sie ist ja noch ein Kind“, sagte Bill und schlug mit dem Schläger auf den Faustballen der linken Hand, als wolle er das Kindhafte in Eliza austreiben. Dabei suchte es um seine Mundwinkel, als sei es ihm gar nicht so unangenehm, daß sie noch so ein Kind war.

(Fortsetzung folgt.)

Lenzmusik.

Goldgeflickte Bibeln
Segeln sumsend über'm Bach;
Hoch am Himmel ist mit hellen
Liedern längst die Lerche wach.
Um die Blumen, um die Gräser
Spielt der Maiwind lind und lau,
Tänzelnd hüpfet der Blütenbläser
Frühling durch den Morgentau.
Seine frohen Liederschalle
Finden all'orts gute Stätt,
Und als Künstler spielt er alle
Melodien von jedem Blatt.

Klinge, lieber Frühling, Klinge
Fröhlich hin um Busch und Strauch,
Und auch unser Herz durchdringe
Deiner Flöte süßer Hauch.

Richard Boosmann.

Blumenfrau.

Von Inge Karin Banks.

Ein junger Mann auf dem Omnibus reicht mir hilfsbereit die Hand, als ich in letzter Minute aufspringe. „Damit ich ins Geschäft verspätet“, meint er gutmütig. — „Ne, ich wäre bloß Muttern bei die Blumen“, antworte ich mit etwas künstlichem Mut. — „Da komm ich aber und loof ich ein schnides Butett“, grinst mich der Jüngling an.

Die wenigen Passanten auf dem Kurfürstendamm hasten um diese morgendliche Stunde alle in die Bureaus. Unter dem Torbogen des großen neuen Wäscheladens wartet „Muttern“ schon mit den Blumen auf mich. Ich notiere mir die einzelnen Preise und sie gibt mir noch allerlei gute Ratsschlage. Dann überläßt sie mir im Grunde ihres Herzens doch ein wenig mißtrauisch, ihren Stand; sie wird heute einmal einkaufen gehen und ihre kranke Tochter besuchen können.

Ich stelle das Tischchen, wie anbefohlen, unter einen Baum, nehme in jede Hand einen Eimer und laufe zur Pumpe. Es ist ein späßiges Gefühl, mitten in Berlin den Pumpenschwengel zu ziehen. „Nanu“, schreit da eine verärgerte Stimme plötzlich hinter mir her. Ich drehe mich um, vor mir steht ein mir bestreuerter Schauspieler. Sein berufsmäßig geschultes Auge hat mich trotz meiner Verkleidung erkannt, aber sein auf Improvisationen geschulter Geist erfährt auch sofort die Situation. Er ist in Begleitung einer Kollegin und sagt daher leutlich: „Na, Kleine, gib mir mal ein paar Rosen für die Dame.“ Ich darf sogar einen Zwanzigmarschein wechseln, bekomme grobsüßig eine Mark Trinkgeld und buche befriedigt meine erste Einnahme. Jetzt müssen die Blumen schnell ausgewechselt und sortiert werden. Neugebündelt ordne ich sie übersichtlich in den Konservenbüchsen. Links die Bastfäden, rechts das Seidenpapier.

Da nähern sich energische Schritte. Der Schupo! Das Auge des Geheles hat bereits statt der alten Blumenfrau das fremde Mädchen erspäht. Strenge herrscht er mich an: „Wo ist Ihr Gewerbeschein?“ Ich werde nun doch etwas ängstlich. Aber er läßt mit sich reden. Die Versicherung, daß ich diesen Beruf nur heute vertretungsweise ausübe, das Zauberwort: „Ich schreibe für Zeitungen“, geben mir ausnahmsweise einen Freibrief vor dem Gehele.

Unterdessen ist eine elegante Frau herangetreten, mit eingeknicktem Mund wülßt sie in den Blumen. „Was darf es denn sein, meine Dame?“, frage ich nachdrücklich. — „Sie haben ja nichts Rechtes, nicht mal Astern haben Sie“, faucht sie mich an. — „Die richtige Zeit für Astern kommt ja erst“, bemerke ich höflich. — „Was Sie nicht sagen“, knurrt sie und mit einem empörten „Dumme Göre“ jagt sie davon.

Ich betrachte meine ver schmähsten Blumen, Iris, Widen, Lilien, Mohn und Veilchen. Erschrocken sehe ich, daß die angeschatteten Finger der Röhrerin eine schöne Libertrose abgebrochen haben. Ich nehme mir vor, meine Blumen in Zukunft vor den Zugriffen unentschlossener Käufer besser zu bewachen. Verstimmt binde ich Margueriten und Kornblumen mit Stabiosen und zarten Gräsern zu bunten Sträußen zusammen. Jetzt fängt es auch noch an zu regnen.

Trotzdem belebt sich die Strähe. Ich setze mich auf einen umgestülpten Eimer und lächle freundlich. Will keiner etwas kaufen: „Die Kunden müssen ermuntert werden!“ Also rufe ich lodend und unentwegt: „Prima Veilchen, der Herr!“

Endlich ersteht ein Gymnasiast für fünfzig Pfennig ein kleines Bündel und läßt es hastig in seiner Schulmappe verschwinden. Er hat mir Glück gebracht; eine Hausfrau wählt Margueriten, und ein fabelhafter Hispano-Suiza fährt vor. Eine alte Dame winkt mir aus dem Wagen zu, sie wünscht ein Duzend La-Grance-Rosen, recht knospig, natürlich. Sie sucht in ihrer Handtasche nach Kleingeld. Es fehlen ihr fünfzehn Pfennig. Ob ich es nicht billiger machen kann. (Sonderbar, es hat sich mir an diesem Tage bestätigt, die Größe des Trinkgelds scheint im genau umgekehrten Verhältnis zur Größe des Portemonnaies zu stehen; je reicher die Käufer waren, desto energischer versuchten sie, die Preise herunterzuhandeln.)

Das Geschäft blüht: Ein Major der Reichswehr in vollem Widsch kauft einen großen Strauß. Dieser Glanz zieht zwei junge Mädels an, die sich tüchtig einige Nellen erstehen. Eine Pensionsinhaberin kauft noch schnell ein paar Studentenblumen für den Mittagstisch. Der Japanhändler aus der Strähe sucht sich mit Sorgfalt Feldblumen für seine chinesischen Keramikern aus. Eine zierliche Frau zupft ihren Begleiter am Armel und bleibt stehen. Er überreicht ihr galant mehrere gartelfrische Iris. Gleich darauf wünscht ein junger Maler ein paar besonders schöne Exemplare davon für ein Stilleben: „Aber es darf nicht viel kosten.“

Der Zeitungshändler an der Ecke bringt mir die „B. Z.“

und benutzt die Gelegenheit zu einem kleinen Schwach. Ihm wäre es nicht un sympathisch, wenn ich „Muttern“ täglich vertreten würde. Er hält mich für ihre Nichte und fragt mich teilnehmend nach meiner bisherigen Arbeitsstelle. Ich antworte munter darauf los, bin stolz, daß mir das Berlinern so gut aus dem Mund geht und der „Mann aus dem Volk“ mich für feinesgleichen hält. Ein Laufbursche bittet, eine Kiste bei mir abstellen zu dürfen. Als er zurückkommt, hält er mir eine Tüte Kirichen hin: „Na, nu nehm Sie man auch wat von de Knupper.“ Ich greife zu mit Hunger und Nührung. Staute im Geschäft, allgemeine Mittagspause. Ich packe meine „Stullen“ aus. „Mahlzeit!“ Wieder steht ein Grüner vor mir: „Ihr Kollege da drüben sagt was von unlauterem Wettbewerb; zeigen Sie doch mal Ihren Gewerbeschein!“ Meine Erklärungen beruhigen zwar den Schupo, aber nicht meinen Konkurrenten von der gegenüberliegenden Ecke; und er schickt wütende Blicke zu mir herüber. Zumal wieder neue Käufer auftauchen.

Ein junger Gent will eine rote Kette fürs Knopfloch. Ein paar Frauen nehmen sich Sträuße mit. Ich beobachte, daß in dieser Branche auf ein Duzend Käuferinnen immer nur ein männlicher Käufer kommt. Von den vielen vorüberflanzierenden Herren, deren farbenprächtige Krautwatten meine Blumen zu übertrumpfen suchen, bekomme ich leider nur Blicke zugeworfen. Dagegen beweist ein grauer Cutaway in hellgelben Schuhen ein so sachliches Interesse für meine Ware, so daß es zu einem geschäftlichen Abschluß kommt. Ein Dandy mit Menjonbärtchen möchte ein Butett für seine Dame direkt ins Hotel geschickt wissen. Es gibt doch noch Kavaliere.

Ein amerikanischer Ingenieur, ein guter Bekannter, spendiert sogar eine Dollarnote. Aber er bittet sich aus, daß ich ihm bei seinem Whisky in dem nahegelegenen kleinen Wiener Café Gesellschaft leiste. Ich bitte den Zeitungsfrit, aufzupassen, und schiebe eine Vesperpause ein. Da sitze ich nun in meinem Umschlagetuch, mit verregnetem Schoß, mitten zwischen eleganten Leuten und stopfe einen Haufen Kuchen in mich hinein. Von allen Seiten mustern mich erstaunte Blicke. Eine Mondonne wundert sich laut, wo der wohl situierte Herr ausgerechnet diese Töpe aufgegabelt habe.

Vergnügt komme ich zurück zu meinen Blumen.

Der Regen wird heftiger. Ein richtiger Wollenbruch platzt auf das Pflaster. Kein Käufer! Die Passanten beeilen sich, unter Dach zu kommen. Ich dede rasch ein Tuch über die Blumen und flüchte mich auch in einen schützenden Hauseingang. Ein junger Schupo, Ablösung Nr. 3, gesellt sich zu mir. Er verlangt aber keinen Gewerbeschein. Er handelt gleich mit mir an. Er macht das sehr reizend: „Ich hab' nämlich Sonntag frei“, sagt er schlicht, „und noch gar keine Freundin.“ Ich mache ein Rendezvous mit ihm aus. Aber das ist wieder eine andere Geschichte.

Eine Verkäuferin springt kurz vor Ladenschluß zu mir herüber und bittet mich, ihr einige billige Rosen zurückzugeben. Ich will schon den Rest Blumen zusammenpacken, da deutet ein rundlicher Regier mit seiner schwarzen Hand auf die letzten Veilchen. Ohne zu fragen, legt er mir fünf Mark dafür hin.

Danke schön!“

Ich rechne ab. Die Ware hat etwa 65 M. gekostet. Ich habe über 80 M. in der Kasse. Bilanz: so gut wie ausverkauft. Dazu noch drei Mark Trinkgeld.

So ist es leider nicht immer. Nicht jeden Tag deden sich Einnahmen und Ausgaben. Die Blumen sind im Einkauf bereits ziemlich teuer. Bleibt Ware übrig, so ist sie auch im günstigsten Falle am nächsten Tage nur weit unter Einkaufspreis loszuschlagen. Der Umsatz hängt von unberechenbaren Zufällen ab. Jahreszeit, Wetter und Politik beeinflussen den Straßenhandel weit mehr, als man denken sollte. Die Blumenfrau wühlte von vielen mühseligen und enttäuschenden Tagen zu erzählen. Seit fünfzehn Jahren holt sie sich jeden frühen Morgen ihre Blumen aus der großen Markthalle im Norden. Da kaufen auch die großen Luxusgeschäfte oft die einheimischen Blumen. Die Ware ist nämlich meistens die gleiche. Der Unterschied besteht weit häufiger in Auswahl, Aufmachung und Preis, als in der Qualität der Blumen. Der Straßenhändler kann billiger verkaufen, weil er geringere Unkosten hat; dafür verdient seine Ware aber auch schneller.

(Zimmerhin hat meine Vertretung der Blumenfrau einen wirklichen Nutzen gebracht; der Japanhändler hat einen Auftrag hinterlassen, man möge ihm täglich einen Strauß ins Geschäft schicken.)

Seit fünfzehn Jahren steht die alte Blumenfrau täglich von 9 bis 7 Uhr an dieser Strakenkreuzung. Die Welt hat sich inzwischen um sie verändert. Nur sie ist immer dieselbe geblieben. Mit immer freundlichem Gesicht läßt sie unter ihrer unverwundlichen Strohschute hervor: „Was darf's denn sein, meine Dame?“

* Josef Frank: „Mütter“, Schicksale des Muttertums. (Verlag Dr. Hans C. Stein, Leipzig.) Die Geschichte des Muttertums weist eine große Fülle erhabener und schicksalsverhafteter Gestalten auf. Aus ihr hat der Verfasser 12 der bedeutendsten ausgewählt, die gleichzeitig den Wandel der Zeiten und Kulturen im Querschnitt zweier Jahrtausenden wieder spiegeln. Den Reigen eröffnet Cornelia, die Mutter des Gracchen. Es folgen Agrippina, die römische Augusta, Monica, die Repräsentantin des frühchristlichen Frauentums, und Alalanta Baglione, die Mutter der Renaissance. Mit der Madame Sevigne sind wir dann schon in der Neuzeit. Natürlich fehlen nicht Frau Lia und die Schillerin. Weiter sind gestaltet Lätitia Bonaparte, Catherine Bron, die Schopenhauer, die Gräfin und die Turgenjewna, Charaktere und Persönlichkeiten, deren Muttertum und Mütterlichkeit sich auf bedeutsame für die Entwicklung ihrer Kinder entscheidende Art äußerten. Ein interessantes, mit innerlicher Anteilnahme geschriebenes Buch.

* Joachim Ringelnatz: „Mein Leben bis zum Kriege“. (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.) Seinem „Mariner im Krieg“ hat „Kuddelbaddelbu“ nun einen weiteren Memoirenband vorangestellt, der uns restlos unterrichtet über des Verfassers Kindheit, Jugend und ersten Mannesjahre, schlacht, wunderbar, tieftraurig oder übermütig, je nachdem es das Erlebnis erfordert. Wir erfahren von den Streichen des Gymnasiasten, der Schiffsjungen- und Matrosenzeit, der Zirkusfahrt von Stellung zu Stellung, von der Seemannsherberge zur Jahrmarktsbude, vom kaufmännischen Betrieb zur Münchener Bohème, wo er nach mannigfachen Irrfahrten und romantischen Abenteuern in aller Welt bei Rati Kobus im „Simplizissimus“ Hausdichter wird. Es folgen Absteher ins Baltikum zu vornehmen Freunden, als Bibliothekar auf das Gut eines überschleissigen Magnaten, nach Thüringen usw. Ein immer zu neuer Fahrt bereiteter dichterischer Abenteurer, dem nichts die Laune verderben konnte, dessen melancholisch-heitere Einstellung zum Leben sich unwillkürlich auf den Leser überträgt.

* F. Schröghamer-Heimdal: „Die Sommerfrische“. Eine Geschichte vom biederem Landvolk, von vornehmen Herrenleuten und allerlei Lumpen. Mit Bildern von Carl Sigrist. (Lit.-Inst. Haas u. Grabherr, Augsburg.) Mit urwüchsigem, überschäumendem Humor berichtet der Dichter, was alles in einer Sommerfrische sich ereignen kann, wobei er seiner Satire gegenüber gewissen Kulturerscheinungen freien Lauf läßt. Schröghamer ist ein echter Volkschriftsteller, der in ungezwungener Weise den richtigen Ton zu finden weiß.

* Neue Insel-Bücher. Der Insel-Verlag in Leipzig bringt in außerordentlich preiswerten gut ausgestatteten Ganzleinen-Ausgaben einige seiner besten Verlagswerke heraus. In der neuen Reihe erschienen u. a. der schönste Novellenband von Stefan Zweig: „Amok“, Novellen einer Leidenschaft, deren atemberaubende Spannung ebenso bewirkt wie die Fülle des gestalteten Lebens, die in einprägsamen Bildern exotischer Landschaft und überwältigender Großstadtdramatik gezeigt wird. In einem anderen der Bände ist (in etwas gekürzter Ausgabe) „Der große Krieg“ von Ricarda Bach, der den gewaltigen Stoff des 30jährigen Krieges in erlebnisnaher Schilderung behandelt, abgedruckt. Auch „Palliativ“, das herrliche Buch der Lebensfreunde, das Timmermanns schrieb, wird sicher zu den vielen alten in der neuen preiswerten Ausgabe zahlreiche neue Freunde erhalten.

* Albert Halbert: „Die seltsame Ehe der Renate Wentorf“, Roman. (Verlag Winkelman u. Söhne, Berlin-Dahlemersee.) Das tragische Verhältnis zweier Menschen, die schuldlos verstrickt sind, die auseinandergehen ohne eigentlichen Grund, weil sie das Gefühl haben, daß sie sich trotz aller Liebe aneinander aufreiben, ist hier gestaltet. Lebendig und spannend sind diese Menschen und ihre Umwelt gezeichnet.

* Neue Scherl-Romane. (Verlag Scherl, Berlin.) Marie Diers erzählt in den „Uhren von Ridderbra“ das Schicksal eines jungen, weltfremden Mädchens, das plötzlich in den Strudel des Lebens gerissen wird und an einer starken Liebesleid-Erfahrung innerlich reift. — Ein Roman von jungen Berliner Menschen ist „Die Schicksale des Hauses Nr. 34“ von Hans Erasmus Fische. Ein Mietshaus in Charlottenburg. Nr. 34

steht als Heimat und Ruhepunkt den abenteuerlichen Erlebnissen zweier Paare in Paris, Bordeaux und an der Riviera gegenüber. — „Der Teufel an der Wand“ von Albert Otto Kust ist ein moderner Spionage-Roman. Graue Gefährnisse, Irrenanstalten, luxuriöse Hotels, Berlin, Paris und die Alpen geben den abwechslungsreichen Hintergrund.

* Herbert Baldus: „Madame Lynch“, Roman. (Verlag der Büchergilde Gutenberg, Berlin.) „In dem Krieg, den der Präsident Solano Lopez 1864—1870 gegen Brasilien, Uruguay und Argentinien führte, verlor Paraguay fünf Sechstel seiner gesamten Einwohner.“ So lautet die lapidare historische Feststellung, an der zu zweifeln man aufhört, wenn man den Roman der Abenteurerin Madame Lynch liest, die den Präsidenten beherrschte und das Volk immer wieder auf grausamste Weise in Tod und Elend trieb, um ihren errafften Reichtum dann nach dem gewaltsamen Tode Lopezes in Paris zu verzehren. Der Roman, der eine auch für südamerikanische Begriffe ungewöhnlich blutige Epoche schildert, ist in der Realistik der Gestaltung kaum noch zu überbieten. Das gleiche gilt auch von Zeichnungen A. W. Drehters.

* „Käthe-Kollwitz-Mappe“. Herausgegeben vom Kunstwart. Neu bearbeitet von Prof. J. Poppe. 12 Tafeln und 7 Bilder im Text. (Verlag Georg D. W. Callwey, München.) Die neue, wesentlich veränderte und erweiterte Auflage gibt eine charakteristische Auswahl aus dem Lebenswerk der großen Künstlerin, Proben von zugleich menschlicher und künstlerischer Bedeutung, Zeugnisse einer tiefen erfüllten Schau menschlicher Not. Persönliches Erleben ließen in der Künstlerin, der Gattin eines Berliner Armenarztes, eine überwältigende, erschütternde, schwermütige Liebe zum menschlichen Schicksal, insbesondere zu allen Leidenden, entstehen. Diese aus menschlichem, betont mütterlichem Mitleiden stammende, mitleidwerbende Kunst ist frei von den Übertreibungen und Verzerrungen des Tendenziösen. Ihre Wirklichkeit ist die Gegenwart, ihre Mahnung das Gebot der Stunde.

* G. Strahl-Sauer: „Erlebnisse längs russischer Landstraßen“. Mit 26 Originalaufnahmen des Verfassers. (Verlag Deutsche Buchvertriebsstellen G. m. b. H., Leipzig.) Abseits der üblichen Marschroute hat der bekannte Herrenfahrer und Gelehrte das Rußland von heute mit dem Auto durchstreift und, was er landschaftlich und bevölkerungsfundlich erlebte, mit verständnisvoller Einfühlung und Beobachtungsgabe gestaltet. So entstand ein Buch, das Stadt und Land im ausgedehnten Sowjetreich, Bourgeois und Rotarmist, Intelligenz und Arbeiterklasse, überparteilich und ohne Verzerrung in ihren wirtschaftlichen und sozialen Bedingtheiten, in all ihrer Mannigfaltigkeit schildert.

* Matwei Liebermann: „Im Namen der Sowjets“. Aus Moskauer Gerichtsakten. (Malit-Verlag, Berlin.) Kein politisches Buch, wie der Titel vermuten lassen könnte, sondern eine interessante Gerichtsreportage, die aufschlußreicher für Sittengeschichte und Rechtsauffassung im heutigen Rußland ist, als wissenschaftliche Abhandlungen. Liebermann ist der russische „Sling“. Auf Grund der Aussagen von Angeklagten und Zeugen vor dem russischen Volksgericht, nach Tagebüchern, Briefen usw., sowie auf Grund eigener Eindrücke als Gerichtsreferent, hat er das Gesamtbild der geschilderten Kriminalfälle wiederherzustellen versucht und damit das Leben im Rußland der Gegenwart, so wie es wirklich gelebt wird, ungeschminkt und nackt dargestellt. Das liest sich spannender als ein Kriminalroman.

* Neue Langenscheidt-Lektüre. In der Sammlung „Langenscheidts fremdsprachliche Lektüre“ (Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, Berlin-Schöneberg), die für die praktische Weiterbildung für jeden, der Vorkenntnisse in einer Fremdsprache besitzt, deshalb so anregend ist, weil sie ganz auf die Erfordernisse unserer Zeit eingestellt ist, erschienen soeben „Dialogues Francais“, „The Great War 1914—1918“, „Novelle Italiane“, „La Vie Commerciale en France“ und „The Star-Spangled Banner“, die wieder sehr interessant und unterhaltsam, mit Bildern geschmückt, sowie mit erläuternden Anmerkungen und Erklärungen zur Auffrischung und Erweiterung der Sprachkenntnisse versehen sind.

* Dr. med. Ludwig Sternheim: „Bekämpfung der Arterienverkalkung“. (Verlag B. Wilkens, Hannover.) In diesem leichtverständlichen Buch, das bereits in 21.—30. Auflage vorliegt, erläutert Dr. Sternheim die Ursachen der Arterienverkalkung, ebenso auch Beschwerden, Krankheitszeichen, Blutdruck, Vorbeugung und Heilung.